

Interview mit Tobias Richter, männliche Hebamme

Tobias Richter ist Jahrgang 1998, stammt aus Brandenburg und wollte schon als Teenager Hebamme werden. Seit 2018 ist er examinierte Hebamme und arbeitet heute in einem großen Krankenhaus in Berlin.

SYLVIA LUNDSCHIEN: In einer Statistik von „destatis“ wird aufgeführt, dass es drei männliche Hebammen-Azubis im Jahrgang 2018/19 gab – ihr kennt euch wahrscheinlich alle untereinander?

TOBIAS RICHTER: Ich kenne eigentlich alle, es sind aber noch ein paar mehr. Die Statistiken sind zum Teil auch schlecht erhoben.

SL: In der „taz“ habe ich in einem Interview mit dir gelesen, dass es offiziell sechs männliche Hebammen in Deutschland gibt, aber du meintest, es sind 35?

TR: Nein, ich sage immer: um die zehn männliche Hebammen sind es.

SL: Mit deiner Berufsfindung hatte auch deine Mutter zu tun, die ebenfalls Hebamme ist. Aber wie war es denn, als du dann für die Ausbildung Nägel mit Köpfen machen musstest?

TR: Meine Ausbildung habe ich selbst angeschoben – meine Mum hat mich zwar unterstützt und ist mit mir zu Vorstellungsgesprächen gefahren. Ich habe mich da auch sehr bemüht, weil ich auch wusste, dass man nicht so leicht einen Ausbildungsplatz bekommt – das muss man ja auch immer mit dazusagen für die Hebammen? Ich habe etwa 40 Bewerbungen damals geschrieben, hatte dann sieben Einladungen und fünf Vorstellungsgespräche. Eine Zusage, eine Absage und drei Wartelistenplätze.

SL: Vor der Ausbildung soll man ja ein Praktikum machen. Damals warst du ein Teenager - hattest du da auch Angst vor blöden Sprüchen?

TR: Es war erst einmal etwas schwierig, ein Praktikum zu kriegen. Ich habe es damals in einer Klinik absolviert, in der die leitende Hebamme schon meine Mutter ausgebildet hatte. Weil sie sich kannten, hatte ich ein paar Pluspunkte und habe dann einen Platz im Kreißsaal bekommen. Das war auch mein Glück, weil man eigentlich erst volljährig Kreißsaalpraktika bekommt. Das hat gut funktioniert und ich habe Einblick in die Arbeit von einer Hebamme bekommen. Bis auf eine Person, die mich abgelehnt hat, durfte ich wirklich zu allen Geburten mit rein. In der Zeit habe ich so viel mitbekommen, dass ich gesagt habe: Ok, das möchte ich auf jeden Fall machen. Es war auch ein tolles Team, das jetzt meine Kollegen sind – das ist auch noch einmal was ganz Besonderes. Ich arbeite jetzt mit den Leuten zusammen, die mir damals die ersten Geburten gezeigt haben. Das ist auch schon etwas Schönes.

SL: Heute wirkst du in Interviews sehr selbstbewusst. Was ging dir aber als 15-Jähriger damals durch den Kopf?

TR: Also ich war auf jeden Fall immer total nervös – aber ich hatte auch immer viel Elan und Vorfreude auf den Job. Als ich dann mit der Arbeit angefangen habe, mussten wir als Team erst einmal alle miteinander warm werden. Nach den zwei Jahren, die ich jetzt im Krankenhaus arbeite, bin ich gut integriert und habe jetzt meinen festen Standpunkt im Team. Ich wurde offen und herzlich empfangen – nie so, dass ich das Gefühl hatte: „Hilfe, wo bin ich hier gelandet?“ Dann bin ich in die Ausbildung und der Kreißsaal war komplett anders. Dort gab es eine strenge Hierarchie, in der die Schüler:innen nichts zu melden hatten. Wir wurden da ganz schön runtergemacht, zum Teil wurden da Sachen gemacht, die vor 35 Jahren aktuell waren und manche Sachen waren menschlich echt unterste Schublade. Das war ganz am Anfang und da dachte ich so: Krass, das kenne ich ja so gar nicht - und zum Teil war es auch wissenschaftlich falsch, was in meinem Thüringer Kreißsaal gelehrt wurde.

SL: Du hast dann deine Ausbildung von 2015 bis 2018 absolviert. Wie war es denn, als du zum ersten Mal in der Schule durch die Tür hereinkamst?

TR: Am Anfang war ich schon was Besonderes, manchmal sind ich und meine Mitschülerin immer

extra von einem Lehrer drangenommen worden. Aber sagen wir mal so: Ich war im Osten komplett was Neues [lacht]. Das hat man schon gemerkt und ich hatte es da schon ganz schön schwer gehabt. Ich weiß nicht, ob es in Berlin oder in Westdeutschland deutlich anders geworden wäre. Das war manchmal schon problematisch.

SL: Lag das aus deiner Sicht an alten Strukturen oder Schubladendenken?

TR: Eher so Schubladendenken. Es gab auch Hebammen, die haben mich von vornherein abgelehnt oder haben gleich gesagt, wer der Boss ist und haben einen auch mal ignoriert. Das geht für mich einfach nicht – egal, mit wem ich zusammenarbeite, ich kann mit dem dann doch normal reden. Nach meiner Ausbildung habe ich in der deutschen Hebammenzeitschrift ein Interview gegeben, das haben dann auch Leute in meiner Ausbildungsklinik gelesen. Ich war damals wieder dort für eine Weiterbildung und habe bemerkt, dass sie sich wiedererkannt haben in dem Artikel. Sie haben sich darüber lustig gemacht. Sie können sich zwar reflektieren, aber können sich nicht ändern oder verbessern. Das ist etwas, was mich ärgert.

SL: Liegt das daran, dass man generell eher auf Azubis „raufhaut“? Oder weil du ein Mann bist in einer Frauenbranche?

TR: Eine Kollegin hatte ein Problem mit Männern. Aber auch meine Mitschülerinnen wurden fertiggemacht. Es wollten von uns auch immer keine Hebammen in der Ausbildungsklinik bleiben. Zwei bis drei sind geblieben, aber auch mittlerweile wieder gegangen, weil es so schlimm war.

SL: Wurdest du in deiner Ausbildung auf Vorurteile gegenüber dir als männliche Hebamme vorbereitet?

TR: Das gab es nicht, das hat keiner gemacht. Die Ausbilder*innen haben es so gemacht wie immer und es wurde nicht wirklich angepasst oder dass da jemand Rücksicht genommen hätte oder so.

SL: Ich hatte in einem Interview mit dir gelesen, dass du auch schon Vorurteile im Kreißaal erlebt hast – zum Beispiel von Frauen oder deren Partner:innen. Wie gehst du damit um?

TR: Das ist sehr selten. Mittlerweile kennt man mich und meinen Kollegen im Krankenhaus auch schon ein bisschen. Mein Kollege hat einen Monat nach mir angefangen in dem Krankenhaus zu arbeiten. Wenn Leute mich ablehnen, dann meist aus religiösen oder kulturellen Gründen - wir versuchen, dem von vornherein aus dem Weg zu gehen. Wir haben das Glück, dass wir mehrere Kolleg*innen sind, aber manchmal sind mein Kollege und ich im Dienst und dann muss man's einfach annehmen.

Man hinterfragt das auch nicht bei weiblichen Hebammen – da gibt es auch welche, die überhaupt nicht empathisch für den Beruf sind. Gerade in der Ausbildung habe ich viele Kolleginnen erlebt, wo ich dachte – die verhalten sich gegenüber den Frauen total schlimm, sodass diese Frauen kein zweites Kind bekommen wollen. Es gibt auch Frauen, die sagen, sie möchten nicht von einer bestimmten Hebamme behandelt werden.

SL: Gibt es einen „Überraschungseffekt“ im Kreißaal? Oder wissen die Frauen vorab, dass jetzt ein Mann als Hebamme kommt?

TR: Wir übernehmen die Schichten von den Vordiensten und dann teilen wir uns auf und gehen in die Kreißsäle, wo wir mit der Betreuung anfangen. Es ist kaum noch so, dass wir da irgendwie abgelehnt werden. Das ist dann aber schon ein kleiner Überraschungsmoment. Manche [Frauen] schrieben später Dankeskarten: „Im ersten Moment war ich natürlich schon ein bisschen über dich verwundert.“ Der letzte Satz ist dann oft: „Aber im Nachhinein war das völlig unbegründet“. Auch hier spielen Vorurteile oder Schubladendenken eine Rolle, aber in so einem Fall können wir die dann entkräften.

SL: Gab es denn auch mal Momente, die nicht so freundlich ausgingen?

TR: Das gab's ein Mal, da war ich im Nachtdienst. Da habe ich dann mit meiner Kreißsaalleitung sozusagen die [Betreuung der] Frau getauscht. Das war eine ältere Gebärende und ihr Mann war so ein richtig stämmiger Typ. Das Problem war da eher beim Mann und seine Frau durfte irgendwie nicht so richtig antworten. Da habe ich auch gesagt: „Sagen Sie mal, ich betreue nicht Sie, sondern

Ihre Frau.“ Die rechnen auch nicht damit, dass ihnen dann ein 22-Jähriger so entgegenkommt. Das stört mich dann auch, denn die Frau hat selber einen Mund und kann selber reden. Wir beziehen die Partner mit ein, aber sowas wie: „Schatz, du wolltest doch keine PDA [Periduralanästhesie, eine lokale Betäubung, Anm. SL]“, das kommt ja dann immer von den Männern. Dann sage ich auch: „Sie kriegen nicht das Kind, sondern Ihre Frau. Sie sind die Unterstützung und Ihre Frau hat das am Anfang gesagt.“ Da kommen wir dann immer zu diesem Punkt: Geburt ist nicht planbar. Ich kann da 50 Pläne schreiben, wie ich mir wünsche, wie das laufen soll und schlussendlich ist es gar nicht so.

Das ist auch ein Phänomen: Einige Frauen haben einen dreiseitigen Plan, wie ihre Geburt ablaufen soll, die verwerfen den relativ zügig oder merken: Mein Plan, der greift gar nicht so. Ich habe zwei Wehen gehabt und komme mit gar nicht richtig zurecht, ich brauche sofort eine PDA.“ Viele gehen sehr kopfgesteuert in die Geburt, haben sich häufig falsch informiert im Internet und in anderen Medien. Sie gehen dann mit falschen Erwartungen in den Kreißaal und sind dann ganz enttäuscht. Wenn dann Hebamme und Arzt sagen: „Nein, so läuft das nicht.“ Da kann es zum Konflikt im Kreißaal kommen, bei dem es auch mal „knallen“ kann.

SL: Was war dein Eindruck bei den ersten Geburten, bei denen du dabei warst?

TR: Mein Examen würde ich lieber streichen. [lacht] Aber meine ersten Geburten als Hebamme waren total schön und beeindruckend. Dieser Moment, in dem du selber Entscheidungen treffen musst, waren etwas komplett Neues. Ich habe jetzt 300 Geburten in zwei Jahren Hebamme betreut. Es geht jetzt vor allem um Arbeitsorganisation – wie ist der Geburtsverlauf, wie kann ich die Geburt und die Frau unterstützen. Das sind komplexe Prozesse und die muss man einfach verstehen lernen und dafür ist die Praxis das Beste. Hebamme ist man auch erst nach Jahren der Erfahrung, das geht nicht von heute auf morgen.

SL: Du hast unter dem Kürzel @heb.tobi98 einen Instagram-Account, auf dem du deine Arbeit zeigst. Du wirkst dabei auch wie ein Botschafter für den Beruf – welche Reaktionen bekommst du auf dein Instagram-Profil?

TR: Unterschiedliche Reaktionen, aber überwiegend äußerst positive. Schon in meiner Ausbildung

war ich als Bundesdelegierter im Bundesrat der werdenden Hebammen tätig. Das ist der Verband, in dem alle Hebammen-Auszubildenden und -Studierenden vertreten sind. Da sind wir zu Kongressen und Tagungen gefahren, unter anderem war 2017 die Vorbereitung für das neue Hebammengesetz, das wir 2020 verabschiedet haben. Damals habe ich auch gesagt: Der Passus „Hebamme - männlich, weiblich, divers“, das ist uns wichtig. Das habe ich noch einmal extra unterstrichen, dass das die Berufsbezeichnung ist, die wir brauchen, weil wir sind keine Entbindungspfleger – sondern wir sind Hebammen. Wir machen keine Entbindungspflege – wir pflegen niemanden.

Ich habe damit ein bisschen was erreicht, aber frage mich auch: Was ist, wenn ich weitermache und was kann ich noch erreichen? Ich unterstreiche in jedem Interview: Die Politik muss auf den Beruf der Hebamme schauen. Wir haben jetzt eine Pandemie und nur wenige Bundesländer haben es bis Mai 2020 geschafft, den Hebammenberuf als systemrelevant einzustufen. Die Einstufung hat für Hebammen mit Familie ewig gedauert und die konnten natürlich ihrer Arbeit nicht richtig nachgehen.

Dann geht es aber auch um die Vergütung, es wurde gesagt: Pflegekräfte kriegen 1500 Euro extra, einen Bonus. Das Land Berlin hat aber das Geld nur den Konzernen Vivantes und Charité gegeben. Die privaten Konzerne haben keine Unterstützung erhalten bzw. denen wurde es freigestellt, ob sie es auszahlen. Wenn es freigestellt wurde, haben wir das als Mitarbeiter nicht bekommen. Generell ist bei uns die Bezahlung schlecht. Ich habe mit Freunden gesprochen – wir Hebammen verdienen zum Teil genauso wie Pflegekräfte. Ich ärgere mich dann aber über die Raucherpause der Pflegekräfte, die sie auch gut nutzen meiner Meinung nach. Das kann nicht sein – ich habe einen vollen Kreißsaal und betreue manchmal zwei bis drei Frauen gleichzeitig unter der Geburt. Das ist nicht das Ideal, aber das lässt sich manchmal nicht vermeiden. Oder es werden drei bis vier Kinder in einem Dienst geboren. Wenn ich dann jemanden sehe, der schon wieder in der Raucherpause war und ich war noch nicht einmal auf dem Klo und habe noch nichts getrunken, dann sage ich mir: Ich bekomme das gleiche Geld, das sehe ich irgendwie nicht ein.

SL: Wie strukturierst du deine Arbeit als Hebamme?

TR: Ich war bisher in einem Krankenhaus in Vollzeit angestellt. Wir arbeiten in festen Schichtdiensten und haben keine Bereitschaftsdienste. Nach einem Jahr arbeite ich nun in Teilzeit, denn ich habe nebenbei noch mit der Freiberuflichkeit angefangen. Dann komme ich mit Vor- und Nachbereitung auch auf 40 Stunden. Ich bilde jetzt auch die Hebammen-Studentinnen nebenbei bei uns in der Klinik mit aus. Dann leite ich auch die Elternschule mit, das sind auch so Nebentätigkeiten, die zum Teil auch nicht extra bezahlt werden. Die Schülerinnen fallen zum Teil in meine Arbeitszeit in der Klinik, aber auch nicht alles. Die Elternschule und deren Organisation ist komplett freiberuflich, das heißt, das bezahlt dir auch niemand.

Freiberufliche Hebammen haben eine bisschen andere Zeiteinteilung. Da kann man sich natürlich seine Termine legen. Aber du bist halt auch immer für die Frauen ansprechbar – im Schichtdienst kannst du nach acht Stunden auch mal gehen, da kommt dann ein*e Kolleg*in und löst dich ab. Bei freiberuflichen Hebammen mit Geburtshilfe [es gibt auch freiberufliche Hebammen, die keine Geburtshilfe anbieten, Anm. SL], da gibt es dann niemanden, der dich ablöst. Dann kann es passieren, du machst drei Hausgeburten hintereinander und hast nicht geschlafen. Solche Geschichten gibt's, das muss schlussendlich jeder für sich selber einschätzen, wie er damit zurechtkommt.

SL: Welches System wäre für dich attraktiv, um als Hebamme zu arbeiten?

TR: Ich finde das System als angestellte Hebamme nicht schlecht. Wenn du krank wirst, fängt dich jemand auf. Falls wir als Freiberufler krank werden, fehlt uns einfach Geld. Dann hat man Existenzängste und das ist ein körperlich sehr anspruchsvoller Job. Es kann schnell gehen, dass man mal was hat, wo die Regenerationsphase deutlich länger ist und wir das dann schätzen. Ich bin gerne angestellte Hebamme mit festen, geregelten Arbeitszeiten und das ist für mich halt wichtig. Das kann aber jeder selbst entscheiden, ob man in der Klinik arbeiten möchte oder in der freiberuflichen Geburtshilfe. Mit mittlerweile rund 9000 Euro für die Haftpflichtprämien haben sich viele freie Hebammen zurück in die Kliniken gedrängt gefühlt. Manche sagen aber auch: Unter den Arbeitsbedingungen in der Klinik kann und will ich nicht arbeiten. Die machen sich komplett freiberuflich oder hören ganz mit dem Beruf der Hebamme auf. Das möchte man eigentlich vermeiden.

SL: Wie willst du dich beruflich weiterentwickeln?

TR: Ich möchte gerne noch weitermachen, möchte gerne noch Hebammenwissenschaften studieren, einfach noch einen Bachelorabschluss dazu haben. Hebammenwissenschaften ist ab 2020 verpflichtend, momentan gibt es noch Übergangsphasen. Der Bachelorstudiengang wird jetzt überall aus dem Boden gestampft. Es ist unterschiedlich geregelt, die Regelstudienzeit ist zwischen drei bis vier Jahren.

Für mich bedeutet das Studium kein zusätzlicher Wissensgewinn, sondern es ist schlussendlich nachqualifizierend. Für mich ist wichtig, wie kann ich das Beste für mich und meine Arbeit aus dem Studium rausfiltern. Ich fand allerdings die Ausbildung etwas besser, denn wenn ich heute den Theorie- und Praxisanteil von unseren Student*innen vergleiche, ist es schon so, dass wir noch eine deutlich bessere praktische Ausbildung hatten. Wir waren mehr in der Praxis, haben mehr gesehen und waren näher an den Frauen dran – das fehlt glaube ich ein bisschen im Studium. Ich arbeite in einer Klinik mit tausend Geburten im Jahr, wir haben erst einmal alle normalen Fälle bei den Geburten abgedeckt, aber wir arbeiten auch mit Geburten an der Grenze zur Lebensfähigkeit. Das ist dann sehr medizinisch angehaucht und das sind Fälle, die dann ein komplexes Verstehen benötigen – und das wird noch zunehmen.

SL: Denkst du, dass die Akademisierung mehr Männer in den Beruf Hebamme lockt?

TR: Ich glaube, dass sich dann schon mehr Männer dafür interessieren bzw. ich habe es jetzt auch gesehen an den Bewerbungen. Allerdings ist der Job dann für viele Männern uninteressant aufgrund der Bezahlung. Solange sich das nicht ändert – und ich befürchte, dass das noch ewig dauert – denke ich, werden es nicht allzu viele Männer machen.

Ich will aber auch nicht sowas sagen wie: „Los Männer, macht mal!“ Stattdessen sage ich lieber: Guckt euch den Beruf an, macht ein vernünftiges Praktikum, schaut euch die Arbeit an und überlegt: Kann ich das? Möchte ich das? Das sage ich für alle Geschlechter. Wer das nur so lieblos macht, die erkennen dann bald selber: Das ist nicht der Beruf, den ich mir vorgestellt habe. Die brechen dann ab, davon halte ich für beide Seiten nichts.

SL: Was würdest du jungen Männern raten, die Angst haben vor blöden Sprüchen? Die sind ja dann auch erst 15 oder 16 Jahre alt und kommen wie du frisch in den Kreißsaal.

TR: Wenn man aktuell anfängt in den Hebammenwissenschaften, ist man ja schon 18 Jahre alt aufgrund des Abiturs. Es gibt zwar auch in den neuen Klassen eine Berufsorientierung, aber ich sage immer: Überlegt es euch gut. Man braucht ein dickes Fell, man muss lernen, sich Sachen nicht zu Herzen zu nehmen. Aber man macht ja auch in den drei Jahren Ausbildung einen persönlichen Entwicklungsprozess durch. Dass man auch mal sagt: Nein, das mache ich nicht oder das sehe ich jetzt nicht ein. Natürlich soll es aber auch locker sein und Spaß machen, denn das braucht man auch in der Geburtshilfe. Ich muss mich aber auch wehren können. Denn als Hebamme ist man schlussendlich auch die Beschützerin oder der Beschützer der Frau, der Paare unter der Geburt – man ist quasi die Löwenmutter. Man passt auf, dass alles einen guten Verlauf nimmt und ist der oder die Fürsprecher*in für die Frau – das muss man können und lernen.

SL: Hast du den Eindruck, dass außerhalb Deutschlands mehr Männer Hebammen sind?

TR: Ja, es ist wirklich ganz anders in anderen Ländern – das ist wirklich ein deutsches Problem. Mein Kollege im Krankenhaus kommt aus Italien und er und seine Freundin sind beide Hebammen bei uns im Team. In Italien ist es ganz anders, da gibt es in fast jeder Klinik einen Entbindungspfleger. Ich kenne auch mehr Italiener, die als Hebammen arbeiten. Da ist es wirklich was normales, da hinterfragt das einfach keiner so wie in Deutschland.

SL: Weißt du, ob das in der DDR anders war? Zumindest wurden Frauen in traditionellen Männerberufen in der DDR gefördert.

TR: 1985 haben die [Bundesrepublik Deutschland] es ja überhaupt erst erlaubt, dass Männer zur Hebamme ausgebildet werden dürfen. Da gab es ein Gerichtsverfahren, aber selbst dann haben es sich noch nicht genug von ihnen zugetraut. Es gibt auch Männer, die haben Hebamme gelernt – ich war in Thüringen nicht der erste Mann als Hebamme, sondern der zweite – und der Mann arbeitet heute nicht als Hebamme, sondern als Heilpraktiker. Es gibt viele, die in dem Beruf nicht weiter

gearbeitet haben, weil es einfach schwerer war.

Als ich mich 2015 beworben habe, war das schon ganz anders als 2020. Ein bisschen von dem, was ich in der Öffentlichkeit mache hat schon etwas gebracht. Aber wir sind halt immer noch nicht da, wo wir das gerne haben wollen.

SL: Was wäre denn im Hebammenberuf eine gute Männerquote?

TR: Ich glaube, 50:50 ist nicht realistisch und wird es auch nie sein. Aber dass es ein paar Männer mehr gibt, wäre glaube ich nicht schlecht. Es wäre bei einem großen Frauenteam nicht verkehrt, dass man nochmal ein, zwei Männer mit dabei hat.

Wir wollen als männliche Hebammen ja auch nicht unbedingt was Besonderes sein, sondern wir wollen schlussendlich nur unseren Beruf machen. Manche männliche Hebammen machen deswegen auch keine Presseanfragen, weil sie finden, das ist nichts Besonderes. Man liest ja auch immer von denselben Leuten. Ich war jetzt zum Beispiel gefühlt in jeder Berliner Zeitung wegen der Initiative „Klischeefrei“. Da denke ich auch manchmal: Eigentlich bin ich Hebamme und nicht jemand, der ständig in der Zeitung drin ist. Das war jetzt nicht mein Plan.

SL: Ich habe gelesen, in deiner Klinik hängt ein großes Poster von dir – hängt das da noch?

TR: Das hängt immer noch. Wir sind die „Klinikhelden“. Auch schwierig, wir sind halt einfach ein gutes Team und dann da als Sprecher oder als „Hero“ gefeiert zu werden. Ich bin einfach stolz, in diesem Team zu arbeiten, das im Vergleich zu meiner Ausbildungsklinik auch total anders ist. Wir sind offen für die schwangeren und gebärenden Frauen und deswegen kommen die Frauen auch gerne zu uns. Natürlich ist bei 3000 Geburten im Jahr nicht immer alles perfekt, aber wir geben uns Mühe, allen Leuten gerecht zu werden. Aber es kann halt auch mal sein, dass man nicht die ganze Zeit bei einer Frau sein kann. Es gibt immer noch Frauen, die sich das wünschen, wir haben einfach nicht immer die Zeit dafür.

SL: Vielen Dank für das Interview!